

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 72 (1963)
Heft: 1

Artikel: Henri Dunant, der grosse Helfer
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HENRI DUNANT, DER GROSSE HELFER

Von Prof. Georg Thürer

Wir feiern heute einen Menschen, der bei uns in der Ostschweiz allem Feiern abhold war. Man hat ihm, *Henri Dunant*, der vom andern Ende des Landes stammte und dort in Genf berühmt worden ist, hier hoch über dem Bodensee nun gar ein Denkmal errichtet, obwohl er hier eher das Vergessenwerden suchte.

Schon diese beiden Hinweise auf Widersprüche mögen andeuten, dass wir nun beim kurzen Rückblick auf Dunants Leben einem mit innern und äussern Spannungen belasteten Menschen begegnen werden. Ist echte Grösse aber ohne Spannung denkbar? Ist sie nicht oft gerade der Preis, den der zu ungewöhnlicher Haltung und Leistung Berufene dafür zu erlegen hat, dass er den gelassenen Durchschnitt überragt? — Diese prüfungsreiche Gnade der Auserwählung war schon das Kennzeichen der Vaterstadt, die ihren besondern Rang wahrte, hatte doch Minister de Talleyrand einst erklärt, es gebe fünf Erdteile: Europa, Asien, Afrika, Amerika und — Genf.

Johannes Calvin hatte die weltfrohe Stadt der Renaissance in die strenge Staatskirche der Reformation geführt. *Jean-Jacques Rousseau* hinwieder wollte die Fenster und Tore in die urgute Natur hinaus öffnen und gründete den Staat auf die Uebereinkunft freier Menschen. *Pictet de Rochemont* verstand es, als Vertreter seiner eben der Schweizerischen Eidgenossenschaft angeschlossenen Stadt-Republic Genf, die schweizerische Neutralität völkerrechtlich zu verankern. Damit waren allerdings die Grenzen des Vaterlandes endgültig gezogen. Wollte der Kleinstaat der Heimat weiterhin wachsen, so konnte es nicht auf Kosten der Nachbarn, sondern musste im Reiche des Geistes geschehen. Und dass es wirklich geschah, verdankt unsere Schweiz vielleicht keinem Mitbürger so sehr wie dem Manne, vor dessen Andenken wir uns heute in Ehrfurcht und Dankbarkeit verneigen.

Wer war dieser Genfer Henri Dunant? Jedes Kind — und nicht nur in unserm Lande und nicht nur in Europa — weiss, dass er das Hilfswerk des Roten Kreuzes ins Leben rief. Wenige aber wissen, wie sehr ihn schon die frühe Kindheit und die ersten Jünglingsjahre auf seine weltweite Lebens-tat vorbereitet haben. Das Geburtshaus an der Rue Verdaine steht an einer der steilsten Strassen der Genfer Altstadt. Droben auf der Höhe der Kirche von St. Pierre und auf den Bastions wohnen die Vornehmen, drunten am Rhoneufer die Darbenden. Die Dunants halten die Mitte zwischen den Wohlhabenden, denen sie als Bankleute angehören, und den Armen, deren sie sich in edler Weise

annehmen. Der Vater betreut alle Waisenkinder der Stadt, und viele von ihnen werden von der Mutter zu grossen Kinderfesten auf ihren Landsitz eingeladen, den sie oft mit neuen Kleidern ausgestattet verlassen. Der frühreife Knabe, der schon mit sechs Jahren sein Reisetagebuch führt, kommt so beizeiten mit den Menschen auf der Schattenseite des Lebens in Berührung, und der Jüngling sucht sie auch auf, sei es als Mitglied der Gesellschaft für das Almosenspenden, sei es als eifriger Bibelausleger; denn Sonntag um Sonntag verbringt der Zwanzigjährige in den Genfer Gefängnissen, die von der Kathedrale nur durch ein schmales Gässchen getrennt sind. In ihm wohnt ein ungewöhnlicher Drang, in die Tiefe und zugleich in die Weite zu wirken.

Zwei der Freunde, die sich in seinem Vaterhause zusammentun, gründen in Paris eine Schwesternvereinigung, wo denn auch der neue Name geprägt wird: Es ist die «Christliche Vereinigung junger Männer», die bereits 1855 ihre erste Weltkonferenz abhält und dank der Vorarbeit ihres unermüdlichen Künders Henri Dunant schon ein weitverzweigtes Netz von Wohltätigkeitsorganisationen zeigt.

Bei Dunant besteht keinerlei Gefahr, in Geschäften zu veramen. Dazu ist er zu sehr Apostel, zu wenig Amtsmann. Auch die Gabe zündender Begegnungen ist ihm zuteil geworden, sei es Zusammenkunft im Geiste, oder sei es von Angesicht zu Angesicht. So begegnet der junge Mann in der Zeit, da sich Altersgenossen nach Mädchen umsehen, um eine Braut zu gewinnen, zwei aussergewöhnlichen Frauen, die in die Weltgeschichte eingegangen sind. Die kleine Pfarrfrau Mrs. Beecher-Stowe hat jenseits des Meeres mit ihrem Werk «Onkel Toms Hütte», das es in Jahresfrist auf über hundert Auflagen brachte, die Gewissen wachgerüttelt, damit die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten entscheidend aufgeworfen und menschenwürdig gelöst werde. «Das ist die kleine Frau, die den grossen Krieg ausgelöst hat», wird Abraham Lincoln, der verehrteste aller Präsidenten, eines Tages zu ihr sagen. Und nun kommt diese Schriftstellerin nach Genf, und kein Geringerer als General Dufour vermittelt dem jungen Mitbürger ein Gespräch mit ihr. In seine Seele zündet aber auch das Beispiel der Lady mit der Lampe, jener Florence Nightingale, die im damaligen Krimkrieg im Lazarett drinnen von Lager zu Lager, aber auch draussen auf den umkämpften Wällen von einem Verwundeten zum andern zog, um überall Hilfe zu bringen. In dieser Richtung wird einst der Stern aufgehen, der Dunants Weg erhellen wird.

Bis zu dieser Stelle seines Kreuzwegs, bis zur Stunde seiner eigentlichen Berufung, bleibt aber noch ein wunderliches Wegstück Berufsleben zurückzulegen. Nächstenliebe in Ehren, in allen Ehren; aber ein Genfer aus gutem Hause soll auch wohlhabend sein, um wohlthätig wirken zu können. Dunant tritt seine Lehre in einem Bankhause der Vaterstadt an und hofft dann, rasch sein Glück in Nordafrika zu machen. Die erste Spekulation, der Verkauf von hundert Ladungen Haifischen, glückt ihm aufs beste. Mit seinem zweiten Anliegen harzt es. Er will in Algier einen Wasserfall kaufen samt 50 ha Boden, um darauf grosse Mühlenanlagen zu erstellen. Die Konzession wird ihm aber verweigert. Auch einem andern, von jungen Kolonisten ebenfalls gross aufgezogenen *Mühlen-Plan* wird die Zustimmung von höchster Stelle nicht zuteil. Wohl ist Dunant, freilich ohne sein Schweizer Bürgerrecht aufzugeben, inzwischen Franzose geworden; wohl hat er eine von Schmeicheleien triefende Schrift über Napoleon III. verfasst, die den Kaiser als den wahren Fortsetzer des römischen Cäsaren preist. Umsonst! Nun will er den Prachtdruck dem Monarchen selber überreichen und reist ihm auf den Kriegsschauplatz in Italien nach, wo der Kaiser dem werdenden Italien gegen Oesterreich beistand. War das kühne Unternehmertum, bei dem Dunant den festen Boden unter den Füßen verloren hat, sein Irrweg, so sollte nun gerade diese überhastete Geschäftsreise den Genfer Idealisten zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückführen.

Am 24. Juni 1859 prallen bei Solferino sieben österreichische Armeekorps auf fünf von Westen anmarschierende, die unter den Fahnen Frankreichs und Sardiniens zum Kampf entschlossen sind. Die Geschütze donnern in den heissen Hochsommertag. Eine Dreitmillion Menschen verstrickt sich in einen verbissenen Nahkampf. Als die Oesterreicher nach 24 Stunden mörderischen Streifens zu weichen beginnen, bedecken 40 000 Verwundete neben unabsehbaren Haufen von Leichen das Schlachtfeld. Einer fragt nicht, ob es Gegner oder Freunde seien. Er ist waffenlos dahergekommen, und sein Tropenanzug aus weissem Zwilch hebt ihn aus den Farben der Uniformen so heraus, als trüge er die Farbe der Engel. Vergessen ist der Bittgang zum Kaiser. Nur eines ist Henri Dunant wichtig: der Nächste, der Allernächste, der seiner Hilfe bedarf wie der Geschundene, den einst der barmherzige Samariter im Blute liegen gesehen hat. Als Einzelner hat er am Morgen nach der Schlacht zu helfen begonnen. Sein zündendes Wort ruft Dutzende, Hunderte zum Beistand auf. Abends hat er dank seinem Geschick, das ihm kaum einer zugetraut hätte, dreihundert Helfer zur Seite. Viele und doch zu wenig, wenn man bedenkt, dass einer über hundert Schwerverwundete zu betreuen hat. Aber der Ruf «*Tutti fratelli*» ruft immer neue Scharen in den Dienst, der auf eine andere Weise auch ein Kampf in der Zone ist,

in der es auf Leben und Tod geht. An Lachen von Blut, an zerschmetterten Gliedmassen vorbei, durch Unrat jeglicher Art trägt man die Leidenden, die Sterbenden, die noch Hoffenden in den nächsten Kirchenraum. Als immer mehr Helfer ankommen, gönnt sich erschöpft der erste in ihrer Reihe endlich Ruhe. Allein, kann man Ruhe finden, wenn das Gemüt sich mit den Bildern der Verstümmelten, der Verschwachteten, der Verbluteten bevölkert, die bei rechtzeitiger Hilfe ihren Familien, ihrem Volk erhalten geblieben wären? Diese peinigenden Bilder müssen aus der Seele heraus — das ist die dringend gebotene seelische Befreiung des Zeugen von Solferino —, und sie sollen hinein in die Seelen der andern als geprägte Mahnzeichen. Ein Buch entsteht: «*Un souvenir de Solferino*», das in unerlässlicher Treue alle Leiden darstellt. Es ist aber kein Nachwort des Schreckens, sondern soll ein Weckruf für die Zukunft sein. «Wäre es nicht möglich, freiwillige Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck es wäre, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen?» So lesen wir in dieser Schrift, in welcher Dufour den Staatsmännern ins Gewissen redet. «Hat ein Krieger, der seinem Vaterlande dient oder es verteidigt, keinen Anspruch auf die Sorge seines Vaterlandes?» Man sieht: Dunant geht den Weg über die Nation zum internationalen Werk. Mögen die Vaterländer noch so gehässig sein, gegenüber den Verwundeten haben sie einig in der gemeinsamen Front des Lebens gegen den Tod zu stehen.

Mit der Unbeirrbarkeit eines Glaubenskämpfers setzt sich der in der Mitte der Dreissigerjahre stehende junge Mann für den einmal als notwendig erkannten Plan ein. Sein Freund und Mitbürger Dr. Appia, der auf den lombardischen Schlachtfeldern als Feldarzt wirkte, unterstützt ihn als Mediziner, und der erste Mann des Volkes, General Dufour, dankte dem Autor, dass er die traurige Seite des Krieges nicht verschweige, aber auch die neue Aufgabe zeige. «Wir werden sie lösen können, wenn Menschenfreunde aller Länder zusammenwirken.»

Was weiter geschah, ist weltbekannt. Die Zeit war offensichtlich für die grosse Aufgabe reif, und der rechte Mann fand das rechte Wort. General Dufour empfahl seinen jungen Mitbürger seinem einstigen Schüler Napoleon III., womit der Einstieg in das Gehäuse der Diplomatie glückte. Eine Genfer Dame gewann den Leibarzt des Königs von Holland für die Idee. Die Königin Augusta von Preussen und der Kronprinz wünschten Dunant in Berlin zu sehen, und der König von Sachsen bezeugte ihm: «Ein Volk, das sich an diesem menschenfreundlichen Werke nicht beteiligen wollte, müsste sicherlich von der öffentlichen Meinung Europas in die Acht erklärt werden». Nach vorbereitenden Kongressen lud der Schweizerische Bundesrat auf den 8. August 1864 zum grundlegenden Genfer Kongress ein, zu dem 16 Staaten ihre

Vertreter entsandten. Nach zweiwöchiger Tagung wird die Genfer Konvention unterzeichnet, der in den nächsten vier Jahren alle europäischen Staaten beitreten. Darin wird das Sanitätspersonal neutralisiert und das Rote Kreuz als Hilfsdienst des Heeres anerkannt.

Fünf Jahre nach der Schlacht von Solferino, zwei Jahre nach dem Erscheinen des aufrüttelnden Buches, ist Dunants Vision schon Völkerrecht geworden. Fürwahr, ein leider seltenes Beispiel raschen internationalen Zusammenwirkens. Aus Dankbarkeit gegenüber dem Land, das den Anreger und Vorkämpfer stellte und zum Kongress einlud, wählt man als Erkennungszeichen des Hilfswerkes das Schweizer Wappen mit vertauschten Farben: weiss der Grund, rot das Kreuz. Das Abzeichen wird hochgeschätzt und weitverbreitet. «Wissen Sie, dass ich die ganze Zeit Ihre Armbinde getragen habe und dass ich stolz darauf war?» sagt Königin Augusta von Preussen zu Dunant nach dem Kriege gegen Oesterreich. Im Kriege gegen Frankreich waren in Deutschland 2000 Lokalsektionen am Werke, und an freiwilligen Spenden gingen über 70 Millionen Mark ein. Ueber ein Dutzend Staaten verliehen in den sechziger Jahren unserm Henri Dunant hohe Orden. Er war mit vierzig Jahren einer der bekanntesten Männer der Welt.

Stark aber in dieser überraschenden errungenen Weltgeltung nicht zugleich der Kern für die tragische zweite Lebenshälfte des Gründers des Roten Kreuzes, dem dieser Titel in aller Form zugesprochen worden war? Was bisher sein persönliches, privates Anliegen gewesen, war nun offiziell, öffentlich geworden. Das Kind seines Herzens konnte sich auch ohne ihn weiterentwickeln.

Dunant ist weder ein Verwalter noch ein Kaufmann. In der gleichen Zeit, da die Monarchen des Kontinents Orden auf ihn niederregnen lassen, steht er vor den Schranken des Genfer Handelsgerichtes, das auf Drängen der Gläubiger jenes Unternehmen mit den algerischen Mühlen untersucht. Das Urteil lautet auf Bankrott; das Vermögen der Familie war hart mitgenommen. Dunant verlässt Genf als ein armer Mann auf immer. Seine Vaterstadt beginnt sich ihres Sohnes zu schämen.

Dunant reist über den Kanal. In England entwickelt er neue schöpferische Ideen, zum Beispiel jene über die Milderung des Loses der Kriegsgefangenen und über die Sicherung des Weltfriedens durch Schiedsgerichte. Man hört ihn willig an, schreibt Leitartikel über seine Ideen, aber niemand will sehen, wie fadenscheinig sein Rock geworden ist, weshalb der Unterernährte Vorträge unterbrechen muss. Und er selbst ist zu stolz, um zu sagen, dass er manche Nacht im Freien zubringen oder winters um eine Bank im überfüllten Wartsaal froh sein muss, um sich nachts ausstrecken zu können. Er, dessen Werk bereits Hunderttausende am Leben erhalten hat, führt ein arm-

seligeres Leben als jene Aermsten, denen einst sein Elternhaus geholfen hat.

Zehn Jahre schleppt sich Dunant von einer Stadt Europas zur andern: Paris, London, Strassburg, Florenz und andere mehr, und wunderselten begegnet er Güte, wie zum Beispiel bei Prof. Rudolf Müller und Dr. E. R. Wagner in Stuttgart. Wenn Dunant später sagte, er sei einfach ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert, so galt von ihm auch das Wort des Heilands, dass er für sich kaum eine Stätte habe, um das müde Haupt niederzulegen.

Da setzt die Familie Dunant ihm endlich eine Monatsrente von 100 Fr. aus. Damit liess sich in bescheidensten Verhältnissen leben. Hatte er schon vor sechs Jahren auf seiner Irrfahrt gehört, über dem Bodensee gebe es einen schönen Ort namens Heiden, so zog er nun im Juli 1887 dorthin und fand in der Kleinpension mit dem klingenden Namen «Paradies» eine Unterkunft. Auf die Bitte, ihm einen Arzt zu nennen, weist ihn die Inhaberin, Frau Stäheli, zu Dr. Altherr. Der weissbärtige Mann hat seinen Namen anzugeben: Henri Dunant, Begründer des Roten Kreuzes und Förderer der Genfer Konvention. Der Arzt stutzt, denn er wähnt diesen Mann seit langem tot. Er lädt mit seiner Frau, einer gebürtigen Französin, den Sechzigjährigen oft in sein Haus ein. Nach einem kurzen Aufenthalt in Trogen räumt er ihm ein Zimmer im Bezirkskrankenhaus von Heiden ein. Dort ist Dunant kein bequemer Hausgenosse, sondern überempfindlich gegen Geräusche, die seine Zornausbrüche heraufbeschwören, misstrauisch bis zum Verfolgungswahn, zu Zeiten herb in Ausfällen gegen Kirche und Staat; im tiefsten Grund ist aber seine Seele doch die anima candida eines Kindes geblieben.

Zudem ist er menschenfeindlich. Einmal noch trat er öffentlich auf, um im Frühjahr 1888 die Gründung der Ortsgruppe Heiden des Roten Kreuzes mit väterlich warmem Wort zu begrüßen. Die Dorfleute verleihen keine Orden wie die gekrönten Häupter, aber einige von ihnen schenken mehr, nämlich Liebe. Nennen wir einen mit Namen, nämlich den Lehrer Wilhelm Sonderegger, auf den Dunant während etlicher Jahre Tag für Tag am Schultor wartete, um ihn heimbegleiten zu dürfen und im Schosse der Familie etwas von dem Glück erfahren zu dürfen, das dem Kinderlosen versagt geblieben war. Frau Sonderegger lernte Französisch, um den Gast besser verstehen zu können, und wenn Dunant ans Bett gefesselt war, brachten ihm die Kinder Blumen.

Vor seiner Türe erschien der in St. Gallen aufgewachsene Georg Baumberger, der Schriftleiter der «Zürcher Nachrichten», der, erfüllt vom Treuhänderdienst der Presse, der Welt den Undank offen sagte, den sie Dunant antat, indem sie ihn gesellschaftlich sterben liess. Seither mehrten sich die Menschen, die sich für ihn einsetzten und an ein Gutmachen dachten. So geschah es, dass

Dunant im Advent 1901 der Friedens-Nobelpreis zugesprochen wurde. Wiewohl er diesen Preis mit einem französischen Pazifisten zu teilen hatte, hätten ihn die ihm zugefallenen 100 000 Fr. natürlich jeglicher Geldsorgen enthoben. Er rührte indessen keinen Rappen an, sondern hinterliess diese Summe zur Hälfte philanthropischen Werken in der Schweiz, zur Hälfte solchen in Norwegen.

Noch ist dem Patriarchen ein stilles Jahrzehnt vergönnt. Er will den Ursprung des Roten Kreuzes schildern. Allein, die Feder hat nicht mehr den Schwung wie vor fünfzig Jahren. Oder kreisen seine Gedanken beim Rückblick eher um Fragen des Ausbaus? Diese Fortführung im Geiste des Gründers hat ja bis in unsere Tage hilfebringend angehalten. Es ist das lebendige Erbe, das uns Dunant hinterlassen hat, als er am letzten Oktober-sonntag 1910 hier in Heiden die Welt verliess, die ihm so viel verdankt.

Henri Dunant ist in die Geschichte eingegangen, und der Historisch-Antiquarische Verein unter der Führung von J. Haug hatte guten Grund, sein Andenken in Gestalt eines Denkmals festzuhalten. Wir danken ihm sowie allen seinen Helfern herzlich dafür, besonders aber der Künstlerin, Frau Germann-Jahn, dass sie für den «Rufer und Mahner» eine überzeugende Form gefunden hat.

Ihnen allen aber danke ich für Ihr Daherkommen und für all Ihr weiteres Mittragen. Eigentlich hätte nicht ich zu Ehren von Henri Dunant sprechen sollen, sondern einer, der Dunants Werk sein Leben verdankt, und man hätte dabei die

Auswahl unter Millionen von Zeitgenossen gehabt, die nicht auf Schlachtfeldern der letzten beiden Weltkriege verröchelten, in Gefangenenlagern nicht verschmachteten, weil es ein Rotes Kreuz gab, das ihnen das Leben erhielt. Ich kann nur ihr Sprecher sein. Es geht mir wie Lincoln, der bei der Einweihung eines Friedhofs für die Soldaten, die für die Abschaffung der Sklaverei das Leben eingesetzt und verloren hatten, die verpflichtenden Worte sprach:

«Wir, die Lebenden, sollten dem unvollendeten Werke geweiht werden, das jene, die hier kämpften, so edel gefördert haben. Wir sollten an dieser Stelle dem grossen Werke geweiht werden, das uns noch bevorsteht.»

Es sind nicht die schlechtesten Schweizer, die sich zuweilen fragen, ob im Rahmen der Neutralität ein wesentlicher Beitrag an die grossen Aufgaben der Zeit geleistet werde. Ist unsere Neutralität nur ein Stillesitzen, so ist es allerdings nicht der Fall. Ist sie aber die Stille gesammelter Kraft zum besonnenen Helfen, dann hat sie ihren Sinn. Das Rote Kreuz, das seine Arbeit im Schutze der Neutralität aufgerichtet hat, weist einen gangbaren Weg, den wir als Eidgenossen und als Zeitgenossen gehen können und sollen, und es darf uns nicht wehe tun, wenn darüber das Rote Kreuz in der Welt bekannter geworden ist als das weisse, unter dem es entstand. Und beide Kreuze stammen von dem Kreuze dessen, der das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter mit dem Zuspruch beschlossen hat: So gehe hin und tue desgleichen!

IST «HENRI» ODER «HENRY» DUNANT RICHTIG?

Überall herrscht Unsicherheit, ob Dunants Vorname mit i oder y geschrieben werden soll. Diese Unsicherheit kommt nicht von ungefähr: denn Dunant selbst hat dazu durch mehrmalige Aenderungen beigetragen, einmal mit «i», ein anderes Mal mit «y». Im Geburtsregister in Genf ist sein Name vom Beamten mit «Jean Henri Dunant» eingetragen worden, die Aktien der «Société Anonyme des Moulins de Mons-Djémila» vom 8. Januar 1858 unterzeichnet Dunant zum Beispiel mit J. Henry Dunant. Einige frühere Biographen haben ihm die Nachahmung der englischen Form auf Grund seiner mehrfachen Englandreisen nachgesagt. Willy Heudtlass, der dem Beweggrund Dunants für die Aenderung nachgegangen ist, findet diese Deutung falsch. Er schreibt in seiner Dunant-Biographie:

«Der wirkliche Tatbestand entbehrt nicht einer gewissen Komik. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens schreibt Dunant an Professor Rudolf Müller darüber wie folgt:

«Es war etwa 1853 oder 1854, ich erinnere mich nicht ganz genau, wohl mehr gegen Ende des Jahres 1854, als ich von einer mehrmonatigen Mittelmeerreise zurückkam. Zum ersten Mal sah ich das neue Adressbuch der Stadt Genf und entdeckte darin unter zahlreichen Dunant und Dunand, die aber niemals mit meiner Familie verwandt waren, den folgenden Namen: Henri Dunant, Schuhstickerin.»

Im weiteren Verlauf des Briefes bezeichnet Dunant die Schuhstickerin als eine sicherlich ehrenwerte Dame, welche in dem Stadtviertel der ‚Radikalen‘, St. Gervais, wohnte. Er fügte jedoch bei, er sei nichts weniger als entzückt gewesen, möglicherweise mit dieser Person verwechselt zu werden, und er habe daher in seinem Namen das ‚i‘ durch ein ‚y‘ ersetzt. Eine Aenderung, die damals sowohl in Frankreich als auch in Genf durchaus gebräuchlich gewesen war.»